

# Deutscher Reichstag.

1913 vermehrt. Auf eine Verminderung des Dispersions in dem Maße, wie es von den bürgerlichen Parteien gewünscht wird, können wir uns nicht einlassen. An dem nächsten Montag für den Postbetrieb müssen wir festhalten. Die Zahl der Aufsichtsbekanntnisse in Verhältnis zu den Unterbeamten ist zu groß.

**Abg. Kalkstein (Zentr.):** Das Vertrauensverhältnis zwischen Beamtenschaft und Verwaltung ist bei der Post erschütterter. Soll die Postverwaltung gesund erhalten werden, so muß es wiederhergestellt werden. Auch der Postbetrieb sollte mit weniger leitenden Beamten auskommen. An dem nächsten Montag halte auch ich grundsätzlich 100 vollwertige Arbeit geleistet wird. Eine schematische Anwendung des Achtstundentages lehne ich aber ab. Die Verwendung von Hausfrauen und Mägden im Postbetriebe hat sich als gänzlich unumgänglich erwiesen. Durchschmittliche fehlten sie im Jahre 1902 Tage. Die Diebstähle namentlich an Telegraphenbrühen sind zum großen Teil darauf zurückzuführen, daß die Arbeiter in neuerer Zeit nicht mehr für notwendig gehalten, Abzeichen und Uniformen zu tragen. Dadurch drängen sich Unbekannte an das Material heran.

**Abg. Körner (Deutschn.):** Die Gebührenpolitik der Post erzeugt überall Verärgerung. Eine Anpassung an die Geldwertung wird sich nicht vermeiden lassen, aber sie darf nicht Sprunghaft geschehen. Bester Befragter der Redner das ungeschickliche Aussehen der Briefmarken und kam dann auf die Not der besetzten Presse zu sprechen. Die Postverwaltung sollte angesichts dieser Not von einer Erhöhung der Gebühren im Zeitungsbereich Abstand nehmen, und die Telegramm- und Telephongebühren sollten für die Presse in einer Weise geregelt werden, die die Not der Zeitungen ausreichend berücksichtigt.

**Reichspostminister Wieseler:** verteidigte das Aussehen der Briefmarken gegen die Bemängelungen. Betreffs der Bestimmungen über die Besetzung der Postverwaltung zum Vorwurf gemacht hatte, antwortete er, daß die Postverwaltung allerdings nach der politischen Stimmung dieses oder jenes Beamten forschte, daß dies aber nicht deshalb geschehe, um den betreffenden wirtschaftlich zu schädigen, sondern nur, um im Falle eines Streiks zu wissen, auf welche Beamten die Verwaltung zählen könne.

**Abg. Schumann (Soz.):** erklärte sich heute wie früher gegen alle auf die Privatisierung von Verkehrsmitteln abzielenden Bestrebungen und forderte die Vereinheitlichung des gesamten Verkehrsnetzes durch das Reich. Durch den Einfluß der Länder auf die Wasserbauverwaltung werde eine rationelle Wasserwirtschaft erschwert.

**Abg. Wurmuth (Deutschn.):** wünschte eine bessere Berücksichtigung der Bedürfnisse Ostpreußens im Wasserstraßenverkehr. **Abg. Gosheln (Dem.):** schloß sich diesen Wünschen an und betonte, daß eine weite Tarifpolitik einen gerechten Ausgleich der Interessen von Eisenbahn und Wasserstraßen schaffen könne.

**Reichsverkehrsminister Groener:** Dem Wunsche auf Errichtung einer einheitlichen Wasserbauverwaltung schloße ich mich durchaus an. Leider haben diesem Ziel noch viele Hindernisse im Wege. Ich hoffe, daß mit den Ländern recht bald eine Verständigung über die Finanzierung des Mittellandkanals erzielt wird. Dringend ist auch die Regulierung des Oberlaufes der Oder. Jeder legt die Landwirtschaft der Anlage der dazu nötigen Talpfeiler großen Widerstand entgegen. Die Abstreifung der Eisenbahnrechte haben die Binnenschifffahrt kaum beeinträchtigt. Aber im übrigen sind die Verhältnisse für die Binnenschifffahrt außerordentlich unangünstig, besonders war es der katastrophale Wasserstand. Die Tarifpolitik der Eisenbahn entspringt nicht der Absicht, den Wasserstraßen Konkurrenz zu machen, sondern hat schwerwiegende wirtschaftliche Gründe.

**Abg. Thomas (Komm.):** kritisierte die vom Reich mit Privatschiffahrtsabteilungen abgeschlossenen Verträge zum Bau von Wasserstraßen. Das Reich werde dabei von den Privatschiffahrtsabteilungen über den Ohr gehauen.

**Ein Regierungsdirektor bemerkte,** die Verwaltung werde mit Rücksicht auf die Ertragsfähigkeit die Schiffahrtslinien nach Ostpreußen fördern. Die Dampfbenutzung betrage freilich nur 1 1/2 Prozent der Eisenbahnbenutzung nach Ostpreußen. — Daran wurde der Haushalt für Wasserstraßen bewilligt und man kam zu der

**Abteilung für Luft- und Kraftfahrwesen.** **Abg. Dr. Schreiber (Zentr.):** Der Haushalt für den Luftverkehr ist eigentlich ein „Jutunfahndhaushalt“. Trotz der Schwere ist im Luftverkehr ein erfreulicher Aufschwung zu beobachten. Es fehlt aber noch an hinreichenden Linien vom Westen nach dem Osten, besonders von Holland nach Berlin. Auch der Wäberverkehr muß gefördert werden. — Ein Regierungsdirektor erwiderte: In den Kosten für den Wäberverkehr müssen die Gemeinden herangezogen werden. Anders läßt sich dieser Verkehr wirtschaftlich nicht gestalten. — Der Rest des Haushalts des Reichsverkehrsministeriums wurde hierauf bewilligt und nun kam man zu dem

**Haushalt des Reichsverkehrsministeriums.** Auch zu diesem Haushalt liegen zahlreiche Entschlüsse vor, die sich zum größten Teil mit den Gebältern und Beförderungsverhältnissen der Postbeamten befassen. **Abg. Landadel (Soz.):** Die Sprunghafte Erhöhung der Wohngebühren wäre uns erhart geblieben, wenn man rechtzeitig an die Erhöhung der Tarife gegangen wäre. Die Beamtenschaft hat sich von 267 000 auf 410 000 Befragten seit

1913 vermehrt. Auf eine Verminderung des Dispersions in dem Maße, wie es von den bürgerlichen Parteien gewünscht wird, können wir uns nicht einlassen. An dem nächsten Montag für den Postbetrieb müssen wir festhalten. Die Zahl der Aufsichtsbekanntnisse in Verhältnis zu den Unterbeamten ist zu groß.

**Abg. Kalkstein (Zentr.):** Das Vertrauensverhältnis zwischen Beamtenschaft und Verwaltung ist bei der Post erschütterter. Soll die Postverwaltung gesund erhalten werden, so muß es wiederhergestellt werden. Auch der Postbetrieb sollte mit weniger leitenden Beamten auskommen. An dem nächsten Montag halte auch ich grundsätzlich 100 vollwertige Arbeit geleistet wird. Eine schematische Anwendung des Achtstundentages lehne ich aber ab. Die Verwendung von Hausfrauen und Mägden im Postbetriebe hat sich als gänzlich unumgänglich erwiesen. Durchschmittliche fehlten sie im Jahre 1902 Tage. Die Diebstähle namentlich an Telegraphenbrühen sind zum großen Teil darauf zurückzuführen, daß die Arbeiter in neuerer Zeit nicht mehr für notwendig gehalten, Abzeichen und Uniformen zu tragen. Dadurch drängen sich Unbekannte an das Material heran.

**Abg. Körner (Deutschn.):** Die Gebührenpolitik der Post erzeugt überall Verärgerung. Eine Anpassung an die Geldwertung wird sich nicht vermeiden lassen, aber sie darf nicht Sprunghaft geschehen. Bester Befragter der Redner das ungeschickliche Aussehen der Briefmarken und kam dann auf die Not der besetzten Presse zu sprechen. Die Postverwaltung sollte angesichts dieser Not von einer Erhöhung der Gebühren im Zeitungsbereich Abstand nehmen, und die Telegramm- und Telephongebühren sollten für die Presse in einer Weise geregelt werden, die die Not der Zeitungen ausreichend berücksichtigt.

**Reichspostminister Wieseler:** verteidigte das Aussehen der Briefmarken gegen die Bemängelungen. Betreffs der Bestimmungen über die Besetzung der Postverwaltung zum Vorwurf gemacht hatte, antwortete er, daß die Postverwaltung allerdings nach der politischen Stimmung dieses oder jenes Beamten forschte, daß dies aber nicht deshalb geschehe, um den betreffenden wirtschaftlich zu schädigen, sondern nur, um im Falle eines Streiks zu wissen, auf welche Beamten die Verwaltung zählen könne.

Dann wurden die Verhandlungen abgebrochen.

## Inflation und Deflation.

(Von unserem volkswirtschaftlichen Mitarbeiter.)

Die Worte „Inflation“ und „Deflation“ scheinen als gemeinverständliche Begriffe das Schicksal der Völker zu lenken. Fragt man jemanden, wie er die Lage ansieht, so wird er sicher mit ernster Miene antworten: „Ja, die Inflation hat wieder zugenommen.“ Erkundigt man sich bei einem andern, welches Heilmittel er für unsere Not wisse, so wird er erklären, seiner Meinung nach müßten wir den Weg der Deflation gehen, und zwar bald. Vergleicht man die wirtschaftliche Lage zweier Länder, z. B. Deutschlands und Englands, so liegt der hervorstechendste Unterschied in der Tatsache, daß in England Deflation herrscht, während bei uns die Inflation ungehemmt weitergeht.

Was steht nun hinter diesen beiden geheimnisvollen Begriffen? Ins Deutsche übersetzt, würde man an ihrer Stelle etwa die Worte: „Aufblähung“ und „Zusammenziehung“ setzen. Im Grunde bezeichnen die furchterregenden Worte ganz einfache Dinge. Da ihr Wesen sich vor allem in der Preisentwicklung offenbart, so wollen wir die Entwicklung z. B. der Ernährungsstoffe in Deutschland und England betrachten. Seht man die Preise für eine Reihe von Lebensmitteln im Jahre 1914 gleich 100, so ergibt sich folgende Übersicht:

Deutschland:		England:	
Jahr	1914 = 100	Jahr	1914 = 100
Juli 1919	1156	Juli 1920	362
Juli 1921	1284	Juli 1921	226
Dezember 1921	2088	Dezember 1921	185
Januar 1922	2219	Januar 1922	179

In Deutschland steigen also die Preise unablässig, in England sinken sie. Das heißt mit anderen Worten: während man bei uns immer weniger für sein Geld bekommt, wächst in England die Kaufkraft des Geldes ständig. Die Kaufkraft bei uns hat gegenüber dem Friedenswert nur einen Realwert von etwa 2 Goldpfennigen, der Schiffkinn in Eng-

land dagegen heute nahezu seinen Friedenswert von etwa 100 Goldpfennigen. Unser Geldwert wird also zusehends geringer. Das zeigt sich ja auch im Verhältnis zum ausländischen Geldwert. Während vor dem Kriege 1 Dollar gleich 4,20 Mark wert war, mußte man ihn im Laufe des Monats April mit zeitweise 354 Mark bezahlen.

Woher nun diese Geldentwertung? Sie ist eben hauptsächlich die Folge der sogenannten Inflation, d. h. der Aufblähung unseres Geldwesens. Der Betrag der in den Verkehr gesetzten Zahlungsmittel hat sich ungeheuerlich vermehrt, „aufgebläht“. Es waren Reichsbanknoten, Reichsschatzen- und Darlehenskassencheine im Umlauf im Betrag von:

Ende Dezember 1914	5,7 Milliarden Mark
1918	32,7
1921	120,0
Mitte März 1922	130,0

Diese Ziffern zeigen deutlich das Wesen der Inflation. Die Grundursache dieser katastrophalen Entwicklung liegt nun wiederum in dem außerordentlichen Geldbedarf des Reiches namentlich zur Erfüllung der verfallenen Reparationen. Da die normalen Einnahmen nicht entfernt ausreichen, muß der Staat pumpen und Schuldscheine dafür ausgeben. Deren Betrag hat sich von rund 3 Milliarden Mark Ende 1914 auf rund 265 Milliarden Mark Mitte März 1922 gesteigert! Nun stehen aber Warenpreise und Geldwert in enger Beziehung: geringe Warenmenge — große Geldmenge bewirkt hohe Preise, umgekehrt erwächst aus einer Vermehrung der Waren eine Erhöhung des Geldwertes, d. h. eine Senkung der Preise.

Für uns wird es die größte und schwierigste Aufgabe sein: unserem Wirtschaftskörper das schädliche verarbeitete Blut wieder zu entsäubern und ihn mit vollwertigem zu füllen. Mittel dazu sind: Beschränkung des Konsums, Ausgleich zwischen Ein- und Ausfuhr, Verminderung der Staatsausgaben und Erhöhung der Staatseinnahmen. Dieses an sich sehr einfache Rezept kann aber nur dann wirklich Heilung bringen, wenn die unerfüllbaren Reparationsforderungen herabgemindert werden. Die unabwendbar notwendige Deflation hat hier zu beginnen, sonst soll man den Versuch erst gar nicht machen. Eine Rückbildung unserer riesenhaft „aufgeblähten“ Wirtschaft kann nur auf dem Wege des Abbaues des verfallenen Wertes erfolgen.

## Neue Steigerung der Großhandelspreise.

Verteuerung um 17 Proz. in einem Monat.

Die Bewegung der Großhandelspreise steht im April noch unter der Auswirkung des Ende März erreichten Höchststandes. Obwohl die Preise vor allem der bürnenmäßig gehandelten Waren bei gleichzeitiger Höherbewertung der Mark im Ausland zurückgegangen, wurde das Preisniveau durch dieses erste Abdrücken noch nicht wieder auf den Stand für den Durchschnitt des Vormonats gesenkt. Außerdem wurde die Abwärtsbewegung bereits gegen Ende des Monats im Anschluß an die abermalige Winderbewertung der Mark wieder von einem Ansteigen der Großhandelspreise abgelöst. Dazu kommt, daß bei den einer korporativen Preisfestsetzung unterliegenden Waren, wie Rohle und Eisen, die von anderen Warengruppen bereits Ende März überkommene Preisstufe erst im April zur vollen Auswirkung gelangt.

Das Preisniveau der Rohstoffe geht über das des Vormonats hinaus; und zwar wurde bis Großhandelsindexziffer im Durchschnitt des Monats April auf 6355 gegen 5433 im Durchschnitt des Monats März ermittelt. Für die einzelnen Warengruppen ergeben sich ebenfalls durchweg zum Teil beträchtlich höhere Ziffern als im Vormonat, und zwar liegen Getreide und Kartoffeln von 5454 auf 6169, Fett, Zucker, Fleisch und Fisch von 4351 auf 5049, Kolonialwaren von 7964 auf 8708, Lebensmittel zusammen von 5873 auf 6086; ferner Häute und Leder von 6612 auf 6957.

## „Wem nie durch Liebe Leid geschah...“

Roman von Erich Pfeifen. (Nachdruck verboten.)

„Felicie fragte die Hand aufs Herz. Welche Nachricht würde ihr Mann bringen? Und jetzt trat er ein, mit müdem, schleppendem Schritt. Ein Blick auf sein schwarzbraunes Gesicht, fast verzerrtes Gesicht — und Felicie wußte genug. „Wo —?“ schloß sie auf. „Noch nicht!“ Seine Stimme klang ganz anders als sonst — heiser, tonlos. Es war, als sei jede Lebensfrische daraus weggeschwitten.

„Ist — ist noch Hoffnung?“ flammelte Felicie. „Nein.“ Er sank auf einen Stuhl, der starke Mann und legte die Hände über die Augen. Ein unterdrücktes Schluchzen schüttelte seinen Körper hin und her. Felicie erbeute.

Wie mußte er sie geliebt haben, die stille Dulderin da drüben, daß ihr Leben ihn derart angriff! Und wie mußte sie ihn geliebt haben, daß sie ihr Leben opferte, um ihm sein Kind zu erhalten! Ihm und — ihr, seiner Frau!

Doch kein Funken von Eifersucht regte sich mehr in ihr. Nur ein tiefer Schmerz und eine heilige Bewunderung war der Heldengröße der Frau, die sie als ihre Lebensgefährtin angesehen hatte, die sie noch gestern Abend im Theater hatte beklüßigen und züchtigen wollen.

Die Tragik der Stunde hatte die kleine Felicie zum ernstern, mitleidenden Weibe gereift. Sie wußte jetzt nicht nur ihr selbst hatte die Liebe, neben himmelhochjauchendem Glück, tiefes Leid gebracht. Auch der edlen Frau da drüben war durch die Liebe Leid geschahen — noch schwerer als ihr, Felicien, selbst, denn sie starb an dieser Liebe.

Und sie ging hin zu ihrem Manne, legte die Hand sanft auf seine Schulter und sagte mit vor Tränen halb erstarrter Stimme: „Ich begreife deinen Schmerz.“ Und dann — nach einer kleinen Pause: „Dary ist sie sehen, Winfried?“ Da fuhr er empor. „Nein! Du bist nicht wert, ihr ins Angesicht zu blicken! Du hast sie mit deiner wahnwitzigen Eifersucht verfolgt, so lange wir uns kennen, obgleich sie Dir nie Veranlassung dazu gegeben hatte. Du sollst ihr edles Antlitz nicht mehr sehen, jetzt, wo es dem Tode geweiht ist!“ Sie senkte das Haupt unter seinen bitteren Anklagen. „Du hast recht. Aber das ist jetzt alles vorbei. Ich bitte, ich beschwöre Dich — laß mich zu ihr!“

Er schien zu schwanken. Da fiel sie vor ihm nieder und umfaßte seine Kniee. „Um — unferes Kindes willen, Winfried! Führe mich zu Sigrid, die unser Kind rettete!“

Er presste die Zähne zusammen. Schwelgend sagte er Felicie bei der Hand und geleitete sie hinüber. Doch nicht gleich hinein in Sigrids Zimmer. Er mußte erst sehen, wie es stand. Jede Minute konnte ja eine Veränderung bringen.

Vom Stuhl am Lager erhob sich Anna, die seit Stunden dort Wache hielt. Das brave Mädchen machte sich die bittersten Vorwürfe, daß es gestern Abend so früh zu Bett gegangen war — gleich nachdem es auf Frau Stefes Geheiß in dem eisernen Ofen im Kinderzimmer noch etwas Feuer gemacht hatte, weil die alte Frau froh. Anna war sogleich fest eingeschlafen und hatte nichts gemerkt von all dem Grausigen, bis man sie in ihrem Bett aufgerüttelt hatte und gleich darauf die Feuerwehrr gekommen war.

„Es scheint bei Besinnung zu sein,“ raunte Anna dem Eintretenden hastig zu. „Sie fragte eben nach Ihnen, Herr Holm!“

Winfried warf einen raschen Blick auf das bleiche Gesicht dort in den Rissen, dessen eine Wange mit einem großen Tuch bedeckt war, auf die geschlossenen Augen, deren Lider leise zuckten. Dann bedeutete er dem Mädchen, das Zimmer zu verlassen.

Als ahnte die Schwerverletzte seine Nähe, öffnete sie plötzlich die Augen. „Winfried —“ hauchte sie kaum hörbar. Er sank neben dem Lager in die Knie und beugte den Kopf über ihre Hände, die unterleert waren.

„Ich bin hier, Sigrid,“ rang es sich gepreßt aus seiner Kehle. „Ist — ist Felicie bei Ihnen?“

„Ja. Sie möchte Sie gern sehen, Sigrid — aber ich weiß nicht —“

„Bringen Sie sie mir!“ Langsam erhob sich Holm und öffnete die Tür, hinter der seine Frau in angstvoller Erwartung stand. „Sigrid will Dich sehen. Komm!“

Er führte sie hinein und verließ dann das Zimmer. Allein sollten die beiden Frauen sein in dieser schweren Schicksalsstunde.

Einige Augenblicke herrschte tiefes Schweigen. „Sag dich auf den Stuhl neben mich!“ bat nach einer Weile Sigrids weiche Stimme. „Den Kopf tief gesenkt, nahm Felicie Platz; sie wagte nicht aufzublicken. „Sieh mich an, Liebling! Du brauchst Dich nicht zu fürchten. Mein Gesicht ist nicht entstellt — nur mein Körper. Und eine kleine Brandwunde auf der linken Wade, und die ist verheilt.“

Langsam hob Felicie die Lider. Grok und voll blickten die beiden Augenpaare in-

einander — groß und voll, wie damals, als die kleine Felicie noch Felicie Marloff hieß und eifersüchtig auf die schöne gezeierte Königin war. Nur, daß die schwarzen Augen sich nicht unruhig senkten vor dem heiligsten, fast überirdischen Blick der leuchtendgrünen Augensterne. „Sigrid —“ murmelte Felicie mit bebender Stimme.

Eine Art Ehrfurcht beschlich sie vor der Größe dieser Frauenseele.

„Lies —“, wiederholte die Schwerverletzte matt, den Kopf etwas seitwärts wendend, um Felicie besser sehen zu können. „Wirst Du ihm eine gute Frau sein? Du hast Dich sehr verändert!“

Auch jetzt, angefüllt des Todes, dachte sie nur an den geliebten Mann und an sein Glück. „O Sigrid! Sigrid!“ schluchzte Felicie auf. „Du opferst Dich für mein Kind — und Du kannst noch fragen, ob ich ihm eine gute Frau sein würde? Ja, Sigrid, ich will gut sein; ich will versuchen, Dir ähnlich zu werden, damit ich Dich dereinst dort oben im Himmel wiedersehe.“

Eine Weile lag Sigrid still da, das Sprechen griff sie nichtlich an. Dann sagte sie leise, kaum vernehmbar: „Beuge Dich näher her zu mir, Liebling! So!“

„Ich bin Euch beiden stets eine treue Freundin gewesen — auch als Du nicht bei ihm warst, Liebling. Ich versuche, für Euer Kind zu sorgen — und auch Deinem Mann das Leben erträglich zu machen, bis zu Deiner Rückkehr. Es gibt zwei Arten von Liebe, Liebling: die eine — zieht den Menschen herab und weckt alle schlechten Eigenschaften in ihm; die andere hebt empor aus dem Staube des Alltagslebens und besetzt das Gute und Edle, das in jedem Menschenherzen wohnt. Felicie, ich habe — mit allen Kräften darnach gestrebt, Winfried mit dieser edlen, ungenüßlichen Liebe zu lieben. Bald werde ich nicht mehr unter Euch weilen — ich fühle es. Ich möchte nur eines noch ganz besonders betonen, Liebling: ich habe stets ehrlich und als treue Freundin gegen Dich gehandelt, und auch Dein Mann hat Dich nie, niemals, weder durch ein Wort, noch durch irgend eine Handlung beleidigt. Glaubst Du mir, Felicie? Ich fühle mich sehr, sehr schwach — ich kann — kaum mehr — sprechen. Glaubst Du mir?“

„Ja, ja, ich glaube Dir!“ schluchzte Felicie. „O Gott, daß Winfried so blind sein konnte, ein feindseliges, armseliges Herz, wie das meine, zu begehren, wo er Dein großes, edles, goldenes Herz haben konnte! Sigrid, geliebte treue Freundin — jetzt erst beginne ich Dich zu verstehen!“

In den Augen der Sterbenden leuchtete es auf. „Dann werde ich nicht umsonst.“ flüsterte sie abschließend. „Versprich mir eins, Felicie! Versuche, Deinem Mann eine gute, in edelstem Sinne des Wortes gute Gattin zu sein! Tu es — um meinetwillen, weil ich Die Dein Kind rettete!“

(Fortsetzung folgt.)